



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Kloster bei Genua.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kommt, Schlosser, Schillers Versuche in ihrer culturhistorischen Bedeutung. Er habe sich der Geschichte bedient, „um die ganz verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken, und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der prosaischen Auffassung der deutschen Reichsgeschichten entgegenzusetzen. Von den historischen Werken jener Zeit war das Ausgezeichnete nur den Gelehrten zugänglich, das Andere weder durch Darstellung noch durch Inhalt anregend. Es war daher eine Wohlthat für die Literatur, wenn ein großer dichterischer Geist die Geschichte des höchst prosaischen deutschen Lebens mit echter Poesie durchflocht.“

Ein Kloster bei Genua.

Durch Sardinien. Bilder von Festland und Inseln von Alfred Meißner.
Leipzig, F. L. Herbig. —

Der liebenswürdige Dichter schildert in kurzen, höchst anmuthigen Skizzen diese im Ganzen noch wenig bereisten Landstriche, die durch die Zeitereignisse ein so gesteigertes Interesse erhalten. Als Ergänzung zu den florentiner Bildern des vorigen Hefts theilen wir aus diesem neuen Buch ein genuessisches mit. — Kaum in Genua angekommen, machen die Reisenden eine originelle Bekanntschaft.

Es war ein französischer Geistlicher, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, im langen schwarzen Gewand und mit dem Schaufelhut italienischer Pfaffen, der, als wir eben im Begriff waren, uns von Staub und Kohlenasche reinzuwaschen, wie eine Bombe in unser Zimmer fiel, uns, ehe wir es uns versahen, bei den Händen gefaßt hatte, und nun, ohne sich durch unser Negligé stören zu lassen, uns mit einer wilden, ekstatischen Heiterkeit also anredete:

„Erlauben Sie, meine lieben Freunde, daß ich als ihr Zimmernachbar Sie begrüße. Sie sind doch keine Engländer, Russen oder Amerikaner?“

„Wir sind Deutsche.“

„Aus welchem Theile Deutschlands, wenn ich fragen darf?“

„Wir kommen aus Böhmen.“

Grenzboten II. 1859.

gens auf den Terrassen geöffnet, hängen jetzt schon ihre Köpfchen, und der leiseste Athemzug des Windes weht die Blätter auf die Straße hinab, wo sie im hochliegenden Staub ihr Grab finden. Staubbedeckt sind die Blätter des Rebstocks, der hier und da an der Mauer eines Palastes emporkriecht und hinter den großen, rothbraunen Blättern hängt dunkel und schwer die Traube.

Schiffer und Gewerksleute suchen in diesen Mittagsstunden den Schatten, und finden ihn in den lichtlosen Gassen, die so eng sind, daß eben zwei Menschen einander darin ausweichen können. Jalousten, Laden und Vorhänge sind geschlossen, das Licht ist dem Auge zu grell, ihm ist wohl nur in künstlicher Dämmerung. In den Tavernen sitzen die Gäste, haben die Gläser bei Seite gestellt und schlafen.

Nur die Eidechsen — selbst wie schillernde Lichtstrahlen — freuen sich dieser Hitze und laufen auf dem Gemäuer umher. Auch die Touristen haben keine Ruhe. Sie stürzen blindlings in das Gewirr der Gassen und suchen ihren Weg, entschlossen, sich überraschen zu lassen.

Wie viel Marmor, wie viel Paläste! Man ist keine halbe Stunde gegangen, ohne von dieser Wucht von Pracht erdrückt zu sein. Aber Welch toller, extravaganter Geschmack! Hier ist ein Palast — Palazzo Turzi — dunkelroth, dort ein anderer — Palazzo Spinola — citronengelb bemalt. Ein dritter ist vom Parterre bis zum Giebel mit Fresken ausgestattet. Ein bizarrer Pinsel hat Säulen entworfen, die nichts tragen, Architrave hingesezt und Statuen, welche riesig auf den Vorübergehenden herabschauen, in falsche Nischen gestellt. Durchbrochene Gallerieen hier und dort! Drangen- und Myrthenbäume in Kübeln machen diese Orte zu künstlichen Gärten. Welche Vorhallen und Säulenhöfe, welche Treppenhäuser mit edlen Sculpturen! Marmorne Schmuckkästen sind die Paläste. Welches Prunken mit Raum in einer Stadt, die so wenig Raum zu verschwenken hat! Es ist, als ob in jedem Hause der Strada Balbi ein Graf von Monte Christo wohnte.

Aller Sonnenglut zum Troz wollten wir einen Gang um die ganze Stadt machen. Wir wandelten an der den Hafen umschließenden Vertheidigungsmauer hin, die sich mit ihren Rondelen an die beiden Molos lehnt, an der Darsena vorüber, bis zum Leuchtturm, der, von starken Batterien geschützt, frei und stolz wie eine Säule emporragt. Von dort aus eilten wir zur Höhe. Genua ist von der Landseite doppelt mit Mauern umgeben. Die erste Mauer läuft mit der Spornschanze von sechs Bastionen um die eigentliche Stadt, die andere Mauer erklimmt die Höhen des Apennins und bildet ein gleichschenkliges Dreieck mit Rondelen und Forts, das auch die Vorstädte und die angrenzenden Feldtheile umschließt. Auf jeder der einzelnen Höhen- spitzen ragt ein Castell. Unter diesen detachirten Werken ist das Fort Diamante mit vier Bastionen das imposanteste. Alle Werke der äußern und in-

nern Enceinte sind starke, rebetirte Wälle, aber ziemlich verwahrloft. Die vier zusammenhängenden Systeme der Hafenbefestigung, der innern, der äußern Enceinte und der Forts bilden ein mächtiges Befestigungswerk, vielleicht das größte in Europa, dem aber eben seine Größe schaden muß.

Wir wandelten langsam, auf das Amphitheater von Dächern unter uns blickend. Eine mächtige Stadt, der man es ansieht, daß sie einst, Venedigs Rivalin, das Meer beherrscht! Noch immer die erste und einzige Handelsstadt Italiens, aber wie weit zurück hinter ihrer ehemaligen Größe! Das Mastenwäldchen da unten ist ziemlich bescheiden. Noch lange kein Marseille! Weit hin dehnt sich der tiefe Azur des Meeres, auf dem nur hier und da ein weißes Segel oder das Rauchwölkchen eines einkehrenden Dampfers sich zeigt. Zu Doria's Zeiten mögen dort unten die Masten anders geslaggt haben.

Die Stunden vergingen, wir hatten die halbe Stadt umgangen, und waren weiter vom Hause als je. Nirgend zeigte sich eine Gasse, die hinabgeführt hätte. Der Schweiß stand uns auf der Stirn, wir waren hungrig und durstig, und begannen den Gang in der Mittagshize zu verwünschen. Da endlich zeigte sich eine enge Passage, ein Vicolo, das wir hinabzuklettern begannen; es führte auf einen öden, einsamen, grasbewachsenen Platz, an einer Kirche sammt Nebengebäuden vorüber. Kein Mensch weit und breit zu sehen, den wir nach dem Wege hätten fragen können. Da sehen wir einen Esel, von seinem Treiber begleitet, herantraben, eine schwarze Gestalt sitzt darauf, sie kommt näher — Welch ein Zufall — es ist der Abbé, der uns vor drei oder vier Stunden verlassen.

„Wo kommen Sie her, meine Freunde?“ ruft er, sein Thier parirend, mit erstaunter Miene.

„Von der Höhe; wir haben den Umkreis um die halbe Stadt gemacht, und sind halb todt vor Müdigkeit und Hize!“

„Unvorsichtige Menschen! Sie konnten den Sonnenstich bekommen! Noch einmal, wollen Sie mit mir dort im Kloster speisen?“

Wir waren längst nicht mehr in der Stimmung, ein solches Anerbieten, wo es uns gekommen wäre, abzulehnen. Der Esel trabte vorwärts und wir beide standen bald an der Seite unseres excentrischen Begleiters im Corridor des Klosters.

„Ehrwürdiger Vater, redete einen Augenblick später unser neuer Freund den Prior an, der ihm auf der Treppe entgegengekommen war, Sie müssen noch zwei Bedecke auftragen lassen. Ich bringe Ihnen zwei junge Männer aus Böhmen mit.“

Der Prior lächelte gutmüthig und führte uns, vorangehend, ins Refectorium. Es war eine kühle, weite Halle mit Ziegelsteinen gepflastert, mit einem langen Tisch in der Mitte, um den herum mindestens funfzehn Stühle standen.

Welche Labung nach solch ausgestandener Hitze! Die Fensterladen waren halb zugelehnt, vor jedem Couvert stand eine Flasche kühlen Weins, in einem großen Glasbecken lagen Stücke Eis — vielleicht vom Monte Rosa. Der Pfirsich, die japanische Mispel, die Orange dufteten durch den Raum. Die Glocke hatte zu läuten begonnen und ein Bruder erschien nach dem andern. Es waren fromme Baarfüßler von charakteristischer Erscheinung: die einen corpulent, mit gerötheten Gesichtern und feisten Stiernacken, die andern hager, mit fanatischen Augen und geschwungenen Habichtsnasen. Allen war der Kopf bis auf einen schmalen Haarfranz kahl geschoren.

Der Wein und der lebhafte Ton des excentrischen Franzosen verscheuchten bald das Gefühl von Gêne, das uns anfangs in einer so fremdartigen Gesellschaft zu überkommen drohte. Wir merkten rasch, daß wir uns unter Menschen von den barocksten Ansichten befänden und waren entschlossen, uns vorerst möglichst still zu verhalten, um keinen Anstoß zu geben. In den Ton, der gar bald zu Tage kam, mochten wir nicht einstimmen, aber auch widersprechen wollten wir nicht. Die Gesellschaft um uns herum war offenbar mit allen modernen Institutionen ihres Vaterlandes in offenem Krieg. In uns sahen die guten Väter fromme, unverdorbene Hyperboräer, ihre Allirten. Das war komisch, wir waren neugierig, zu sehen, wohin es führen werde.

„Die Welt hat sich umgekehrt, sagte endlich der Prior. Einst waren die Deutschen vom schismatischen Geiste angesteckt, als Italien orthodox war. Jetzt befindet sich unser armes Vaterland im Aufstande gegen seinen geistlichen Vater und die Deutschen sind seine Stütze. Gibt es, wendete sich der Prior an mich, noch viele Anhänger des Luthero in Deutschland?“

„Noch etwelche — in Preußen zum Beispiel.“

„Rechnen Sie denn, fragte der Prior erstaunt, die Prussiani zu den Deutschen? Ich halte sie für eine eigne Nation, die einerseits mit den Russen, anderseits mit den Holländern verwandt ist.“

„Diese ethnographischen Verhältnisse, erwiederte der Freund statt meiner, sind von den Gelehrten noch nicht völlig festgestellt.“

„Es ist natürlich, fiel ein alter Frater ein, daß die Deutschen ihre Zahl vergrößern möchten und auch Völker zu sich rechnen, die mit ihnen nur weitläufig verwandt sind. Streng genommen rechnet man zu den Deutschen nur die Tyrolessi, die Bavaresi und die Austriaci.“

„Nun — und die Boemi vergessen Sie? ergänzte ein Dritter. Doch in Boemia hat es auch seiner Zeit Kezer gegeben. Gibt es noch Hussiten dort?“

„Keinen einzigen. Ganz ausgerottet!“

„Gott sei Dank, Gott sei Dank! In Turin hat man den Schismatikern eine Kirche bauen helfen.“

Die Schüsseln kreuzten wieder und unter manchem Seufzer wurden die Gläser vollgeschenkt und wieder geleert.

„Welchen Eindruck, rief plötzlich ein hagerer Mönch von der anderen Seite des Tisches herüber, muß es bei Ihnen gemacht haben, als der heilige Vater sagte: „Die Deutschen, meine geliebten Söhne.“ Hier brachte es die Feinde der Kirche zum Rasen, in Deutschland muß es jedes Herz freudig durchzuckt haben.“

„Einen unermesslichen Eindruck hat es hervorgebracht, sagte mein Freund, man fragte sich allenthalben, ob das derselbe Mann sei, der acht oder neun Jahre vorher die Fahnen der Crociati gesegnet.“

„Pio Mono, sagte der Prior, war eine Zeit lang auf einem gräßlichen Abwege. Da öffnete ihm Gott die Augen und er sah, an welchem Abgrund er sich befand. Er ist nahe daran gewesen, sich und die Kirche ins Verderben zu ziehen.“

Die Teller wurden gewechselt, ein neuer Gang von Speisen aufgetragen eine längere Pause, die nur vom Lärm der Messer und Gabeln unterbrochen wurde, trat ein. Endlich begann der Prior wieder: „Wohin es mit uns noch kommen soll, weiß Gott allein! Ehedem betrachtete sich Sardinien als die Vormauer gegen alle keizerischen Principien, die sich von Frankreich und der Schweiz aus über die Halbinsel verbreiten wollten. Darum öffnete Sardinien den Jesuiten wieder die Thore der Klöster. Auf dringende Verwendung des Königs Carlo Felice sprach der Papst im Jahre 1838 den Grafen Umberto von Savoyen und den Erzbischof von Canterbury, Bonifaz von Savoyen, heilig. Man hätte glauben sollen, daß so etwas ewig zu Dank verpflichten müsse! Die Undankbaren haben alles vergessen. Noch unter dem vorvorigen König mußten die Juden gelbe Abzeichen an ihren Kleidern tragen, hatten ihre Ghettos und durften Nachts nicht ausgehen. Ein gerechtes Gesetz, wenn es je eins gab, denn was kann ein Jude zu nächtlicher Zeit in den Gassen der Christen wollen? Jetzt besitzen die Juden Paläste in Genua und Turin. Ist das in einem christlichen Staate erlaubt? Seit 1849 vollends ist vor der Flut der Bösen jeder Damm eingerissen. Die Censur ist abgeschafft, dieser nothwendige Jügel und die täglichen Schandblätter drucken alle unbeglaubigten Verleumdungen, die nur in alten Chroniken gegen die Päpste zu finden, ungestraft nach. Das Gesetz Sicardi vollends, das uns so schwer betroffen“ —

Bei diesem letzten Namen, der sie am schwersten zu treffen schien, erhoben sich alle Stimmen zugleich im wilden Durcheinander, und Klagen, Verwünschungen, Drohungen aller Art vermischten sich. Ein Lärm, in welchem man nichts deutlich vernehmen konnte, dauerte minutenlang fort. Endlich hörte man die schneidende Stimme des Franzosen, der sagte:

„Aber das ist nur ein erster Schritt — es ist nur zu klar, was ihr Vorhaben ist: sie wollen die Säcularisation des Papstes“ —

Ein neues Gewirr von hingejagten Bemerkungen und Exclamationen brach los, die Mönche erhoben sich und bildeten einzelne Gruppen. Der Prior und einige der ältesten und scheinbar angesehensten unter den Vätern umgaben den Abbé und redeten ihm eifrig zu.

„Der Fels Petri, hörte ich eine Stimme rufen, wird doch die Pforten der Hölle überdauern.“ —

„Rom ist die ewige Stadt,“ rief ein anderer.

„Rom, sagte mein Freund halblaut, ist der ewige Jude unter den Städten. Er kann nicht leben und nicht sterben.“ —

Nur einer außer mir hatte diese Worte gehört; es war ein junger Mönch, hager, mit dunklen Feueraugen, der während des ganzen Mahles kein Wort gesprochen hatte. Er nahm meinen Freund bei Seite und fragte ihn, wie er das gemeint. Dieser, der langen Selbstverleugnung müde, ließ die Maske, die er bisher getragen, fallen.

Eine Viertelstunde später verabschiedeten wir uns aus dem Kreise der Väter, die noch immer nicht zur Ruhe kommen konnten. Der junge Mönch geleitete uns mit einem Licht die Treppe hinab. Plötzlich blieb er stehen und ergriff die Hand meines Freundes:

„Glauben Sie nicht, sagte er mit bewegter Stimme, daß alle so denken, wie die, die Sie gehört. Ich zum Beispiel — hier muß ich leben — o welch ein Leben, — muß mich verstellen und schweigen — doch, es wird noch anders! Ja, es kommt noch die Zeit, wo ich dies Kleid von mir werfe . . .“

Wir horchten verwundert, der junge Mann aber, der dies alles rasch und in einem Fieber der Aufregung gesprochen, hielt wieder einen Augenblick inne, während sein Gesicht einen heftigen Kampf ausdrückte und fuhr fort: „Ich bin ja in einem Alpenthal zwischen Lucerna und Perugia geboren — ich bin — ja ich bin ein heimlicher Waldenser!“

Er hatte es kaum gesprochen, als ein Luftzug im Corridor das Licht, das er in der Hand hielt, ausblies. Wir standen hart vor der Thür, sie that sich auf, der junge Mensch verschwand im Dunkeln.

Minutenlang standen wir ohne ein Wort zu reden vor dem Portal des Klosters, beide ergriffen von der seltsamen Scene, die wir erlebt. Ueber uns zogen die Wolken, von einem heranziehenden Gewitter gejagt. Langsam gingen wir über den öden Platz und dann die Treppen hinab, um die innere Stadt und unser Hotel wieder aufzusuchen.